

Beilage zu Nr. 44 des Grenzjägers.

Neuenbürg, Samstag den 20. März 1897.

Württemberg.

Stuttgart, 16. März. Sitzung der Kammer der Abgeordneten. Tagesordnung: Hauptstaatsrat Kap. 10—15. Justizdepartement. Berichterstatter Abg. Hausmann-Balingen er- sucht um Auskunft, welchen Standpunkt der Minister in Beziehung auf die Begnadigung ein- nehme. In längeren Ausführungen kritisiert Redner den Duellunfug. Der Abgeordnete führt sodann aus seiner Praxis einige Fälle der Be- gnadigung an und läßt zu stimmende und kritisierende Bemerkungen hieran an. Bei dem Advancement der Richter solle die Examen- note nicht allein ausschlaggebend sein, die praktische Befähigung, namentlich im Vorstz, sei nicht weniger von Bedeutung, die Berufung der Staatsanwälte gegen erstinstanzliche Urteile er- folge oft in unnötiger Weise. Die Einführung der Berufung in Strafsachen ist zweckmäßig. Bei dem jetzigen Zustand habe der Strafsenat des Oberlandesgerichts gar keinen Einfluß auf das materielle Recht. Minister v. Breittling: Er habe schon in der letzten Sitzung betont, daß er für die kgl. Gnadenakte die volle Verant- wortlichkeit übernehme. Das Staatsoberhaupt sei bei der Ausübung des Begnadigungsrechts vollständig unbehindert, abgesehen von der Be- schränkung im § 97 der Verfassungsurkunde. Auch der vom Vorredner kritisierte Fall der Begnadigung sei im Justizministerium nach jeder Seite hin pflichtmäßig erwogen worden. In der Duellfrage steht Redner ganz auf dem Boden des bestehenden Strafrechts, er werde auch hier seine Pflicht thun. Im Fall Wangenheim-Urful- l sei alles geschehen, was möglich war. In der Frage der Berufung in Strafsachen giebt der Minister entgegenkommende Erklärungen ab. Abg. v. Geh: Die Stände haben das Recht, ihre Wünsche zur Ausübung des Begnadigungs- rechts zu äußern. Auf einzelne Fälle sollte man doch nicht eingehen. Im übrigen ist Redner mit einzelnen Ausführungen des Abg. von Balingen einverstanden. Kanzler v. Weizsäcker: Die Mensuren der Studenten dürfen nicht mit dem Duell zusammengeworfen werden. Es handelt sich hierbei ja eigentlich nur um eine höhere praktische Anwendung der Fechtkunst. (Pfeiferei.) Man sollte die Mensur nicht ganz aufheben. Abg. Hausmann-Balingen ist mit den Aus- führungen des Ministers nicht durchaus einver- standen. Das Weihnachtsduell hat noch der Erklärung des Ministers eine Säbne nicht ge- funden, das ist sehr bedenklich. Der Herr Kanzler sei natürlich in einer eigentümlichen Lage, als Vertreter der Universität müsse er die Mensuren halb und halb verteidigen. Was da der Pro- fessor der Theologie dazu sage? (Pfeiferei.) Wenn man die kleineren Schlägereien nicht ab- schaffe, dann hörten die Duelle nicht auf. Minister v. Breittling: Er habe nicht gesagt, daß in dem bekannten Weihnachtsduell keine Verfügung ge- troffen worden sei, er wisse nur nichts davon. Abg. Dr. Kiene ist bezüglich der Mensuren und des Duellwesens ganz mit den Ausführungen des Abg. Hausmann einverstanden. Diese Un- sitte werfe ihre Schatten auch in das bürgerliche Leben hinein. Prälat v. Sandberger tritt in längeren Ausführungen gegen das sündendeckende Mensurenwesen ein und spricht die Hoffnung aus, daß es noch einmal abgeschafft werde. Der gemeine Mann verstehe nicht, daß diese Ver- fehlungen gegen das Strafgesetz nicht genügend ge- ahndet werden. Bravo. Domkapitular Dr. v. Linfenmann spricht sich auch ganz entschieden gegen die Mensuren aus. Abg. v. Geh: Nach dem Gesetz sei das Duell zu bestrafen. Die Studenten wollen nicht, daß ihre Mensuren als Spielerei angesehen werden. Der Ueberzeugung des Volkes müsse man gerecht werden. Die Diskussion wird geschlossen, der Titel angenommen; ebenso mit Mehrheit der Antrag Hausmann, die Entschädig- ung unschuldig Verurteilter betreffend.

Stuttgart, 14. März. Der Sultan richtete, den „M. N. N.“ zufolge, an den König

von Württemberg ein Schreiben, worin er den König über die Lage der württ. Kolonisten in Palästina beruhigt. Wie man sich erinnert, entstand zwischen diesen und den türkischen Be- hörden vor einigen Jahren ein Konflikt, der von der deutschen Reichsregierung beigelegt wurde. Auch der König von Württemberg hatte damals interveniert.

Stuttgart, 10. März. Be- gonnene Beleidigungsprozesse des Schultheißen Schlör von Deutelsbach gegen den Verlags- buchhändler Luz wird die Stuttgarter Straf- kammer statt der ursprünglich vorgesehenen 10 Tage wahrscheinlich 14 Tage oder noch länger beschließen. Schon von Anfang an waren ca. 160 Zeugen zu dem Prozeß geladen und während der ganzen Zeit der bisherigen vor- und nach- mittags stattfindenden Verhandlungen wurden immer wieder neue Zeugen vorgeschlagen und vom Gericht angenommen. Ohne dem Urteils- spruch des Gerichts vorzugreifen, kann man heute schon sagen, daß der Schultheiß von Deutelsbach ein gerichteter Mann ist, wenn auch der Ver- lagsbuchhändler Luz vielleicht wegen formeller Beleidigungen und einiger unbeweisbarer Be- hauptungen hängen bleiben sollte. Daß Schlör nicht schon längst seines Amtes entsetzt ist, muß jedermann, der nunmehr Einsicht in dessen Treiben gewinnt, einigermaßen wundernehmen. Besonders peinlich muß es berühren, daß es die vorgelegten Behörden entweder nicht gewußt, oder über die leichte Achsel angesehen haben, daß Schlör in ständischer Beziehung sich seit Jahr und Tag unter jeder Kritik aufgeführt hat, so daß keine Frauensperson, ob jung oder alt, schön oder häßlich, ledig oder verheiratet, sich zu Schlör auf dessen Rathaus wagen konnte.

Stuttgart, 15. März. Die Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe, die im Sommer und Herbst des vorigen Jahres hier stattgefunden hat, ergab einen mehr als ein Viertel Million Mark betragenden Ueberschuß. Da- von erhalten u. a. der Gewerbeverein in Stutt- gart 40000 Mk., andere Gewerbevereine den gleichen Betrag, das Landesgewerbe-Museum zum Ankauf von Gegenständen für die Sammlungen 20000 Mk., die König Karl Jubiläum-Stiftung zum Ankauf von Motoren für das Kleinge- werbe 30000 Mk., Beitrag zu der zu errichten- den Fachschule für Feinmechanik und Elektro- technik 12000 Mk., die Kunstgewerbeschule in Stuttgart 8000 Mk., das Kunstgewerbemuseum in Gmünd 3000 Mk., die Zentralstelle für Ge- werbe und Handel zu Ankäufen für die Samm- lungen 7000 Mk. Größere Beträge erhielten ferner die Frauenarbeitschulen in Stuttgart, Heilbronn, Ulm und Reutlingen, sowie ähnliche gemeinnützige Anstalten und Vereinigungen. Auch die Arbeiter, die sich bei Herstellung der Aus- stellung und der in ihr ausgestellten Gegen- stände besonders verdient gemacht hatten, sowie solche Arbeiter, die schon bemerkenswert lange Zeit auf ein und derselben Arbeitsstätte sich be- finden, wurden durch entsprechende Gaben er- freut. So frühliches Nachspiel ist nicht vielen Ausstellungen beschieden.

Stuttgart, 12. März. Im Württemb. Verein für Handelsgeographie sprach heute abend Stadtsarzt Dr. A. Widermann von Rehl über Land und Leute am Kilimandscharo (Afrika). Redner brachte in der Stellung eines Stadts- arztes der deutschen Schutztruppe mehrere Jahre dort zu und hatte Gelegenheit daselbst Studien zu machen. Der Kilimandscharo wurde 1848 von den württ. Missionaren Kraps u. Rebmann als den ersten Europäern entdeckt. Die Mit- teilung derselben von einem Schneeberg in Afrika wurde anfangs nicht geglaubt, durch den Reisen- den v. d. Decken, der denselben im Jahre 1861 bestieg aber als richtig nachgewiesen. Bis an den Gipfel bestieg denselben im Jahre 1889 Hans Mayer und entdeckte daselbst einen Krater. In eingehender Weise beschrieb Redner die mancherlei Kämpfe, die endlich im Jahre 1894 zur Unter-

wertung führten, nachdem bereits im August 1893 die Station Moschu gegründet worden war. 36 Häuptlinge beherrschten daselbst ebenso viele Dörfer und führten gegenseitige Raubkriege. Der Charakter der Bewohner läßt viel zu wün- schen übrig, sie trinken, spielen und lügen, ver- sprechen viel und halten wenig, sind abergläubisch, mißtrauisch, sinnlich, grausam und eigennützig. Bei diesen Eigenschaften ist es begreiflich, daß die christlichen Missionare mit ihren Bestrebungen einen schweren Stand haben. Die Sonne halten sie für den guten Gott, der Mond ist die Ge- mahlin, die Sterne die Kinder der Sonne. Der böse Gott ist der Teufel bezw. die Teufel, denn sie kennen deren viele. Vielweiberei ist ein Zeichen der Wohlhabenheit, die Männer arbeiten möglichst wenig, dazu hat man die Frauen und Sklaven. Die Bewaffnung besteht aus Speer, Schild und Schwert. In den Kämpfen mit den Deutschen hatten sie übrigens Hinterlader Ge- wehre, die aber konfisziert wurden. Jetzt haben sie nur noch Vorderlader. Das Land ist frucht- bar und die klimatischen Verhältnisse gut. Als Haupthindernis steht der wirtschaftlichen Er- schließung des Gebiets am Kilimandscharo die große Entfernung von der Küste im Wege. Bei dem Mangel jeglicher Verkehrsmittel kann hier- an zunächst nicht gedacht werden. Eine Aus- wanderung im größeren Umfang nach dort könnte jetzt noch nicht empfohlen werden. In dieser Hinsicht kommen für jetzt näher gelegene deutsche Gebiete in Betracht. Mit der Schilderung einer bis zur Höhe von 5500 Mt. unternommenen Besteigung des Berges schloß Redner seine in- teressanten Ausführungen.

Derendingen, 15. März. Voriges Jahr starb auf dem Bläsiberg ohne männliche Nachkommen Schott v. Schottenstein. Ueber die Besitzungen desselben entpinnst sich nun ein Prozeß wegen der Erbfolgefrage des männlichen Nachfolgers. Das zum Bläsiberg gehörende Areal ist im Verhältnis kein so sonderlich großes und wird auf ca. 100000 Mark geschätzt.

Unterhaltender Teil.

Im Dunkel der Nacht.

Eine Erzählung von Otto Eberstein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

II.

Der Winter hatte rasch und frühzeitig seinen Einzug gehalten; noch war der November nicht zu Ende und schon Wald und Flur unter tiefem Schnee begraben. Ueber Nacht war er gekommen, der kalte Mann, hatte seine starren Eislöden geschüttelt und die Natur in ein blendendes Gewand gekleidet.

Von der langen Reihe kleiner Häuschen, welche die Vorstadt von J. . . bildeten, war es das kleinste, welches wegen seines mehr als be- scheidenen Äußeren ganz besonders in die Augen fiel. Es bestand nur aus dem Erdgeschos, über dessen kleinen Fenstern sich sofort das mit Schindeln gedeckte Dach erhob. Zwei Fenster nach der Straße und eines an der Giebelseite erhellen das Innere, welches aus einer niedrigen Stube mit daranstoßender Kammer bestand. So dämmig das Haus von außen aussah, so be- scheiden war auch seine innere Einrichtung. Ein unverhältnismäßig großer Kachelofen nahm einen guten Teil der Stube ein; in der Mitte stand ein viereckiger Tisch, über welchen eine bunte, etwas verwuschene Damastdecke gebreitet war; eine altmodische, mit gelben Messing- beschlägen versehene Kommode, ein Kanapee, über welchem, ebenso wie über den Polsterstühlen, roifarbierte Kattunüberzüge lagen und ein kleiner Nähtisch am Fenster vollendeten das Meublement. Unter dem Spiegel über dem Kanapee hing die Photographie eines hübschen jungen Mannes in Infanterie-Uniform, und auf dem Brette, welches über der nach der Kammer führenden Thür angebracht war, lagen



einige alte Bücher, unter ihnen die Bibel und ein ziemlich abgegriffener Kalender. In den Blumentöpfen am Fenster aber blühten Primeln und Alpenveilchen, und das ganze Aussehen der Zimmerpflanzen verriet, daß eine sorgende Hand ihrer wartete. In der Sophaecke lag eine Kasse und hielt Mittagruhe, während in dem Drahtbauer am Fenster ein Zeißig sein einförmiges Liedchen erklingen ließ.

Unter dem kleinen gefiederten Säger sah an dem Nähtische ein junges Mädchen und ließ die Nadel sink durch die mageren Finger gleiten. Eine Partie fertig gewählter Handschuhe lag vor ihr auf dem Tische, während einzelne kunstgerecht zugeschnittene wollene Stoffstückchen der Zusammensetzung zu dem gleichen wärmenden Zwecke harreten. Das Mädchen selbst war schlank und zierlich gewachsen; schönes blondes Haar schmückte ihr Haupt, und ihre Züge zeigten, ohne von hervorragender Schönheit zu sein, doch große Regelmäßigkeit. Aber auf ihrem Antlitz lag auffällige Blässe, wie sie Personen eigen ist, denen ihre anstrengende sitzende Lebensweise die Bewegung in frischer Luft, unmöglich macht, und die Ränder der Augen waren leicht gerötet, eine Folge ausdauernder Arbeit bei mangelhaftem Lichte. Emsig und unverdrossen handhabte das Mädchen die Nadel, und nur wenn draußen auf dem knirschenden Schnee sich die Fußtritte eines Vorübergehenden hören ließen, warf sie einen flüchtigen Blick zwischen den Blumenstöcken hindurch auf die Straße hinaus.

Da klopfte es leise an die Thür, und auf den Ruf des Mädchens trat ein Mann ins Zimmer, der, wie dies in kleinen Städtchen üblich ist, keine besondere Besuchsloilette angelegt, sondern seinen Arbeitsanzug nur mit einer frischen blauen Lohschürze ergänzt hatte. Leise, fast schleichend, schob er sich durch die halbgeöffnete Thür, nahm die Mütze vom Kopf und drückte das Schloß ebenso unhörbar wieder zu. Dann nahte er sich mit süßem Lächeln dem Mädchen, und ihm die derbe Hand reichend, sagte er:

„Guten Tag, Jungfer Hannchen! Immer so fleißig?“

Hannchen berührte mit den Fingerspitzen die ausgestreckte Rechte des Mannes, während eine Wolke des Unmutes über ihr bleiches Antlitz flog und sie kaum hörbar erwiderte:

„Guten Tag, Meister Drobisch!“

Dieser rückte einen Stuhl ans Fenster und setzte sich der Näherin gegenüber.

„Ein saurer Bissen Brod, für ein Verkaufsgeschäft arbeiten zu müssen!“ begann er, und man hörte es seiner Stimme an, daß er sie zu einem weichen, mitleidig sein sollenden Lächeln zwang.

„Ich arbeite gern,“ erwiderte das Mädchen kurz.

„Ich weiß ja und in der ganzen Stadt ist es bekannt, daß Sie ein fleißiges Kind sind,“ versetzte der Tischlermeister; „aber es thut mir in der Seele weh, wenn ich sehen muß, wie Sie sich von früh bis in die sinkende Nacht hinein ums tägliche Brod abmühen. Sie verdienen ein besseres Loos, Jungfer Hannchen.“

„Nun, vielleicht ist mir auch noch einmal ein solches beschieden,“ erwiderte jene; aber ich bin auch jetzt mit meinem Schicksale nicht unzufrieden.“

„Du liebe Bescheidenheit!“ rief Drobisch im Tone mitleidiger Bewunderung. „Was haben Sie denn von Ihrem jungen Leben? Nichts als Plage und Arbeit, Sorge und Mühe, und Sie könnten es doch so gut haben, wenn Sie nur wollten.“

„Da ich es nicht besser haben will, verdiene ich es auch nicht besser,“ sagte die Näherin mit kurzem Aufschauen; aber sofort wieder ernst werdend, sagte sie hinzu: „Wenn Sie mir wieder mit der alten Geschichte kommen wollen, Meister, so kennen Sie meine Ansichten, und Sie werden gut thun, sich endlich Ihre Mühe zu sparen.“

„Sie sind noch zu jung, Hannchen, um schon jetzt für Ihr Alter sorgen zu müssen,“ versetzte der Mann, ohne die Bemerkung des

Mädchens zu beachten. „Die Jugend denkt nicht daran, daß einst Zeiten kommen, wo es mit der Hände Arbeit nicht mehr so recht gehen will. Dann klopfen Not und Sorge an die Thür, und Niemand ist da, der sie verscheucht. Sehen Sie, Hannchen, so kommt es früher oder später, und es ist daher gut, daß die erfahrenen Leute für das junge Volk mit denken und sorgen. Sie stehen ganz mutterseelenallein da; das Hänschen ist das Einzige, was Ihre Eltern hinterlassen haben. Wollen Sie denn zeitweilig Handschuhe nähen?“

„So lange es geht, ja, und wenn ich es nicht mehr kann, wird der liebe Gott weiter helfen,“ sagte das junge Mädchen ruhig und bestimmt.

„Darauf verlassen Sie sich nur nicht so fest; denn sehr oft ist das Eade vom Biede das Armenhaus!“ warf Drobisch ein, indem er die Hand der Näherin zu erfassen suchte, was dieje aber verhinderte. „Sie wissen, Hannchen, daß ich Ihnen gut bin und daß ich nichts mehr wünsche, als daß wir ein Paar würden. Ich bin Witwer, habe eine ansehnliche Wirtschaft, mein schönes Haus und so noch ein paar hübsche Thälertchen nebenbei; was hat es da also für Noi? Wenn ich auch kein windiger Bursche mehr bin, von dehnen sich heutzutage die Mädchen die Köpfe verdröhen lassen, so bin ich doch auch noch kein Greis; ich bin ein wohlhabender und geachteter Bürger, sitze mit unter den Stadtverordneten, und ein Mädchen, dem ich die Hand biete, wird sicherlich von allen betrautlustigen Töchtern J. . . .s beneidet. Also sagen Sie Ja, Hannchen, und in acht Tagen ist Hochzeit.“

Seine Stimme klang womöglich noch zärtlicher als vorher, und als er seine Eigenschaft als Stadtverordneter erwähnte, nahm einen Moment lang sein ganzes Wesen etwas Hochmütiges an. Aber nur einen Augenblick, dann versiel er wieder in die bisherige weiche Rede-weise, und das süßlichste Lächeln verdrängte wieder den dunkelhaften Zug, der um seinem Mund lagerte.

„Wenn Sie mit Ihren Reden nich: auf hören, Meister Drobisch, dann verlasse ich die Stube!“ rief das Mädchen in einem so festen, energischen Tone, wie man ihn dieser arten Gesialt kaum zugetraut hätte. Dabei warf sie ihre Näherin mit einer sehr entschiedenen Handbewegung auf den Tisch und erhob sich augenscheinlich, um ihre Drohung wahr zu machen. Aber der Tischler erfaßte sie am Arme und drückte sie sanft auf den Stuhl zurück, während es in seinem Auge aufblitzte wie Wetterleuchten.

„Daß es bei Euch jungem Volke doch gleich lichterloh brennt!“ sagte er, indem er sich zu einem hellen Lachen zwang; „aber man weiß schon, Strohsfeuer hält nicht an. Vielleicht besinnen Sie sich noch eines Besseren, Jungfer Hannchen; denn mit dem da ist's doch nun vorbei!“

Er zeigte bei diesen Worten auf das Bild des Soldaten, das unter dem Spiegel hing.

(Fortsetzung folgt.)

Eine schneidige Braut. Der Einbrecher im Hohenzollern-Museum, Adolf Kay hat in Berlin unter dem angenommenen Namen d'Homert einen ganzen Roman durchlebt. Ende vorigen Jahres wurde auf der Eisbahn im Tiergarten ein Herr Adolf d'Homert einer jungen Dame aus angesehenen Familie vorgestellt. Der Fremde machte einen durchaus distinguierten Eindruck und wußte sich Zutritt zu der Familie der jungen Dame zu verschaffen. Bald darauf verlobten sich Beide mit Einwilligung der Eltern der Braut. D'Homert hatte als seine Mutter eine Frau d'Homert in Pforzheim angeben; eine Erkundigung über die Verhältnisse der Dame ergab ein durchaus günstiges Resultat. D'Homert lebte in schönster Einkracht mit seiner Braut und seinen künftigen Schwiegereltern; er lebte auf großem Fuße, besuchte viel das Opernhaus und verkehrte ausschließlich in ersten Restaurants und Cafés. Geld hatte er immer in genügender Menge zur Verfügung. Erst als die Mutter d'Homerts, deren Besuch aus Anlaß

der Verlobung wiederholt angekündigt wurde, immer wieder ausblieb, schöpste man schließlich Verdacht und zog abermals in Pforzheim Erkundigungen ein. Dieselben ergaben ein höchst überraschendes Resultat. Es stellte sich heraus, daß Frau d'Homert gar keinen Sohn hatte, und daß der in Berlin verheiratete d'Homert mit dem wegen Nordverdachts, Fahnenflucht, wiederholten Einbruchs usw. steckbrieflich verfolgten, wiederholt vorbestraften Sohn der Inhaberin eines angesehenen Pforzheimer Restaurants, Frau Kay identisch ist. Adolf Kay alias d'Homert hatte jedoch gemerkt, daß etwas gegen ihn im Werke sei, und war plößlich verschwunden. Nur der Entschlossenheit und Gewandtheit seiner Braut ist seine schließliche Verhaftung zu danken. Einige Tage nach seinem Verschwinden begegneten sich Beide unter dem Brandenburger Thor. Die junge Dame that, als ob nichts vorgefallen wäre, und äußerte lediglich ihr Erstaunen darüber, daß Kay sich so lange nicht hatte sehen lassen. Das machte Kay sicher und bewog ihn, seiner Braut sich von Neuem anzuschließen. Beim Passieren des nächsten Schutzmannes bat das Mädchen diesen, den Kay, der polizeilich gesucht werde, festzunehmen. Kay entfloß, und es entspann sich eine wilde Jagd durch den Tiergarten hinter dem flüchtigen Verbrecher. Einem berittenen Schutzmann gelang es schließlich, denn Mann zu fassen.

Spiel des Zufalls. Gelegentlich des Todestages Kaiser Wilhelms I. sei auf ein seltsames Zahlenspiel aufmerksam gemacht, zu dem eine Reihe der wichtigsten Daten aus des alten Kaisers Lebensgeschichte Gelegenheit bietet. Im Jahre 1829, als sich Prinz Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Weimar vermählte, verkündete ihm wie man erzählt, eine Wahrsagerin drei der wichtigsten Jahre seiner Geschichte: das Jahr 1849, in dem er an der Spitze der preussischen Truppen gegen die Aufständischen in Baden kämpfen sollte, das Jahr der Kaiserkrönung 1871 und das Todesjahr 1888. Sie fand diese Zahlen, indem sie zu dem Jahr 1829 die Quersumme der Zahl, zu der gewonnenen Summe wieder deren Quersumme addierte zc. Also: 1829 + 1 + 8 + 2 + 9 = 1849 + 1 + 8 + 4 + 9 = 1871 + 1 + 8 + 7 + 1 = 1888. Diese „überraschende Kombination“ wird nur dadurch ermöglcht, daß man ganz willkürlich in die zweite Stelle der Zahlenreihe das Jahr 1849 setzt. Ein viel wichtigeres Datum wäre doch das der Regensschaft (1858) oder die Thronbesteigung (1861), oder der Krieg von 1866 gewesen. Diese Zahlen paßten aber nicht in das „geheimnisvolle Spiel des Zufalls“ und mußten daher dem verhältnismäßig unbedeutenden Jahre 1849 Platz machen.

Der älteste Veteran der deutschen Armee, Herr Leopold v. Bähr vollendete am 6. ds. sein 104. Lebensjahr! Mündliche, schriftliche und telegraphische Grüße von Nah und Fern bekundeten die große Liebe und Verehrung, die man allgemein für den durch eine wunderbare Fügung und ein so seltenes Alter reich Segneten hegt. Andere Ehrungen, die früher diesen Tag ausgezeichneten, unterblieben mit Rücksicht auf die geschwächte Gesundheit des Gefeierten.

Eine Frau mit einer langen Schleppe ging ins Theater; ein Mann der ihr etwas zu nahe kam, tritt auf die Schleppe. Mit höchst empfindlicher Miene wendet sie sich gegen diesen um: „Sie Dohs, haben Sie keine Augen?“ — „Entschuldigen Sie, ich habe nicht gewußt, daß eine Kuh einen so langen Schwanz hat.“

Schieberätzel.

Kirche	Gasteln	Milan	Soat
Retter	Roon	Wasa	Weimar
Läufer	Schnee	Berlin	Löwe

Meer.

Die obigen 13 Wörter sind untereinander zu schreiben und so lange nach der Seite hin zu verschieben, bis eine senkrechte Reihe einen allverehrten deutschen Fürsten nennt. Ist dies der Fall, so nennt eine andere senkrechte Reihe ein patriotisches Fest.